

nisch« gilt, »hat historisch gesehen wenig bis gar nichts mit dem Konzil zu tun, sondern stellt eine Instrumentalisierung des Tridentinums dar« (S. 79). Er spricht deshalb für die Zeit von 1814 bis 1959 von einem »19. Jahrhundert der erfolgreichen Trient-Imagination« (S. 82). Nicolo Steiner (Jesuitentheologen in Trient. Ihr Beitrag zur *extrema unctio* [S. 185–204]) macht am Beispiel der Debatte um die »Letzte Ölung« deutlich, wie sich allmählich eine jesuitische »Theologenwerkstatt« (S. 186) etablierte, die auf der Basis von Schrift, Kirchenvätern und Scholastik Konturen einer Jesuitentheologie entwickelte. Dass Trient dem Amt und der Figur des Bischofs hohe Bedeutung zumaß, exemplifiziert Rainald Becker (Posttridentinische Bischofsernennungen [S. 275–300]), wenn er die Bischofskreation nach Trient analysiert. Verschiedene Impulse wirkten hier zusammen: die konkordatären Regelungen, der bürokratisch normierte Informativprozess und die »Theologisierung« der Bischofsbildung vor allem durch die Jesuiten. Dies alles führte zu einer nachhaltigen Implementierung eines tridentinisch verstandenen Bischofsideals. Die Liturgiegeschichtsforschung hat seit geraumer Zeit die Vorstellung einer »tridentinischen Einheitsliturgie« nachdrücklich korrigiert. Benedikt Kranemann (Liturgiereform nach Trient. Dynamiken eines Erneuerungsprozesses [S. 303–333]) zeigt, wie differenziert die nachtridentinischen Entwicklungen zur Reform der Liturgie betrachtet werden müssen. Denn hier sind nicht nur die unterschiedlichen ortskirchlichen Prozesse in Europa und den Missionsgebieten in Asien und Lateinamerika mittels Synoden, Visitationen und Liturgiebüchern zu berücksichtigen. Auch die sich wandelnden kulturellen Kontexte, das inszenierte Handlungsgeschehen der Liturgie wie die Rezeption beim Klerus und den Gläubigen auf der Ebene der pfarrlichen Gottesdienstpraxis sind hier einzubeziehen, so dass Kranemann zu Recht resümiert: »Die Liturgie bleibt nach Trient viel stärker in Bewegung, als man lange Zeit eingeräumt hat« (S. 330).

Die hier knapp angedeuteten Beiträge lassen bereits erkennen, dass insgesamt ein äußerst anregender Sammelband entstanden ist, der zahlreiche Anstöße zur weiteren Erforschung des Tridentinums und seiner Wirkungsgeschichte bietet und speziell für die interdisziplinäre Arbeit fruchtbare Ansätze liefert.

Jürgen Bärsch

DANIELA BLUM: Multikonfessionalität im Alltag. Speyer zwischen politischem Frieden und Bekenntnisernst (1555–1618) (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 162). Münster: Aschendorff 2015. X, 411 S. ISBN 978-3-402-44586-2. Geb. € 56,00.

In der freien Reichsstadt Speyer kam die Reformation eher schwerfällig in Gang: Sympathien für die reformatorischen Bewegungen gab es im Rat, teils im Klerus und vor allem im Milieu der Bürger zwar seit den 1520er-Jahren, doch erst 1540 erfolgte die formelle Anstellung eines lutherischen Prädikanten und damit ein »entscheidender Schritt« in die Reformation (S. 1). Nach 1555 war fast die gesamte Bevölkerung lutherisch, allerdings gab es weiterhin zwar sehr kleine, zugleich aber auch sehr einflussreiche katholische und calvinistische Minderheiten, die im katholischen Domkapitel bzw. beim reformierten pfälzischen Kurfürsten ihren Rückhalt hatten.

Die damit gegebene »multikonfessionelle« Situation bildet die Ausgangslage für Daniela Blums Untersuchung, die 2014 an der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen eingereicht und inzwischen mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde. In der Tat handelt es sich um eine gut geschriebene, detailreiche, gründliche mikrohistorische Studie, die durch ihre »lokative Herangehensweise« (S. 367) genaue Einblicke in das konfessionelle Mit- und Gegeneinander im 16. Jahrhundert erlaubt.

Methodisch ist die Arbeit von drei Voraussetzungen geprägt: erstens von der kritischen Auseinandersetzung mit dem traditionellen Konfessionalisierungsparadigma, zweitens – entsprechend der Einbindung des Dissertationsprojekts in das gleichnamige Tübinger Graduiertenkolleg – von der Frage nach »religiösem Wissen«, verstanden als enge Verzahnung von (theoretischen) konfessionellen Bekenntnissen und konfessionellen rituellen Praktiken, und drittens schließlich vom immer noch aktuellen »*spatial turn*« der Geschichts- und Kulturwissenschaften. Die Frage nach den lokalen »Räumen« innerhalb des städtischen Raumes Speyer gibt denn auch die Gliederung der Arbeit vor. Die an die instruktive Einleitung (Kap. 1) anschließenden thematischen Kapitel bieten Fallstudien zu einzelnen Kirchen bzw. religiösen Institutionen Speyers: die dem reformierten Kurfürsten unterstehende Kirche St. Ägidien als calvinistische Enklave (Kap. 2), die im katholisch-lutherischen Kontext sich positionierende Dominikanerkirche (Kap. 3), der die (»überkonfessionelle«?) städtische Identität repräsentierende Dom (Kap. 4), das durch einen »neuen« Katholizismus weithin »Hass« (S. 330) auf sich ziehende Jesuitenkolleg (Kap. 5) und die wiederum zwischen Lutheranern und Katholiken lavierende Kirche St. Georg (Kap. 6). Der Schlussteil führt die gewonnenen Erkenntnisse zusammen, hebt besonders die »plurale Koexistenz und Konkurrenz von Gruppen und Institutionen« (S. 367) sowie die »Verschränkung von normativem Bekenntnis und sozialer Praxis« (S. 368) hervor und kommt zu dem ernüchternden Schluss, dass die »gegenseitige extreme Ablehnung der Konfessionen« im 16. Jahrhundert durchweg bestehen blieb und trotz aller »alltagstauglichen Pragmatik« keine langfristige Lösung der Konflikte möglich war. Diese »konfessionelle Unbedingtheit« habe so »neben und in Verflechtung mit vielen anderen Faktoren in den Krieg« geführt (S. 374).

Daniela Blums Studie bewegt sich methodisch und inhaltlich auf hohem Niveau. Umso irritierender ist, dass Ansätze der historisch-theologischen Geschlechterforschung, die insbesondere bei einer Fokussierung auf den »Alltag« einer Stadt mehr als naheliegend gewesen wären, vollständig außen vor bleiben. Die androzentrische Perspektive wird an keiner Stelle relativiert; sämtliche »Räume« in Speyer scheinen männlich besetzt gewesen zu sein. Lediglich im Zusammenhang mit dem Jesuitenkolleg kommen einzelne Frauen am Rande – als Adressaten der Seelsorge – vor (S. 321); das Dominikanerinnenkloster wird nur in einer Fußnote erwähnt (S. 95). Gab es keine weiblichen Konvente oder Kommunitäten in Speyer? Engagierten sich keine Frauen in den reformatorischen Bewegungen? Dies wäre – im Vergleich zum »Alltag« in anderen Städten – ein eigenartiger Befund.

*Anne Conrad*

THOMAS POSCH: Johannes Kepler. Die Entdeckung der Weltharmonie. Darmstadt: Theiss 2017. 264 S. m. Abb. ISBN 978-3-8062-3452-7. Geb. € 24,95.

Wieder gibt es ein neues Buch über Johannes Kepler, diesmal verfasst vom Wiener Physiker Thomas Posch. »Die Entdeckung der Weltharmonie«, so der Untertitel, war jedoch keine Erkenntnis des deutschen Gelehrten, sondern schon der Pythagoreer und wird gelegentlich bemüht, allein 2017 gleichzeitig von Dieter B. Hermann (»Die Harmonie des Universums«).

Ein bunter Einband mit dem Bild des Astronomen verspricht im Klappentext des »konkurrenzlos aktuellen« Buches »berührende Einblicke in sein Innerstes«. Dies lässt zunächst auf einen avisierten Leserkreis schließen, der sich eher auf unterhaltsame Weise mit Kepler beschäftigen will.